

Waren 31. Aug. (Schluss) ...
 Getreide 31. Aug. ...
 ...

Getreide.
 Weizen 31. Aug. ...
 Roggen 31. Aug. ...
 ...

Öle.
 Rüböl 31. Aug. ...
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...



Buchdruckerei Chie

Leipzigerstrasse 87 Halle a. S.

Anfertigung aller Buchdruckarbeiten.

Verlag der Halleschen Zeitung . . . Gegründet 1708
 Landeszeitung für die Provinz Sachsen . . .

Alle gangbaren Formulare für Gemeinden und Behörden sind für den Einzelverkauf am Lager.

Circulare
 Briefbogen
 Mittheilungen
 Rechnungen
 Preislisten
 Broschüren
 Zeitschriften
 Werke

**Verlobungs-
 Vermählungs-
 Geburtsanzeigen**
 Programme
 Einladungen
 Menükarten
 Visitenkarten
 Adresskarten

H. S. W.

**Verlobungs-
 Vermählungs-
 Geburtsanzeigen**
 Programme
 Einladungen
 Menükarten
 Visitenkarten
 Adresskarten

H. S. W.

Photomechanik und Verlag von Otto Chie, für die Inserate verantwortlich Heinrich Dietzmann, Halle (Saale), Leipzigerstrasse 87. Mit 1 Beilage.

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...

Wollwaren.
 ...



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

4) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Es lag eigentlich nichts in Hermann's Zügen als Kälte, aber eine Kälte von geradezu übermenschlicher Brutalität. Ein Physiognomiker hätte nur eines einzigen Blickes auf dies Gesicht bedurft, um das „philosophische System“ zu errathen, aus welchem dieser Mann seine Grundsätze schöpfte und das er den Eltern nicht näher hatte auseinandersetzen können. Das nackte Ich war sein einziger Gott, unbedingte Rücksichtslosigkeit seine einzige Maxime. Für diesen Geist gab es keine beschwerlichen Strupel.

Seine dunklen Augen, die sonst ein dämonisches Feuer ausstrahlen vermochten, starrten jetzt ausdruckslos in die Nacht hinaus; sie sahen nichts von dem zauberischen Reiz der Mondlandschaft, sie folgten nur den Gedanken, die über Raum und Zeit hinweg in eine unermessliche Ferne schweiften.

Zweites Kapitel.

Früh am Morgen, ehe in der Verwaltersküche noch das Frühstück bereitet wurde, verließ Hermann sein Zimmer und das Haus, um sich durch den Schloßhof nach dem Parke zu begeben.

Es war jedoch nicht die Maienpracht dieser Landschaft, die der Morgenwanderer zu schauen kam. Er suchte nur zur Ordnung seiner Gedanken das frische Luftbad und die Einsamkeit, die er um diese Stunde hier sicher zu finden erwarten durfte.

Von allen Seiten begrüßte ihn der jubelnde Chor der gefiederten Sänger, Schmetterlinge tanzten im Strahl der Frühsonne, und in verschwenderischer Fülle athmete die thaufrische Erde ihre belebenden Düste aus.

Hermann betrat einen Seitenpfad, um eine ihm wohlbekannte lauschige Stelle aufzusuchen. Da unten, an einer Quelle, deren Geriesel aus ferner bewaldeter Höhe herabkam, wußte er ein Moosbänkchen zwischen einer Gruppe von Weiden, die darüber eine natürliche Laube bildete.

Zwischen Rabatten und Boskettis mit verwitterten Sandsteinfiguren wandelnd, kam er an ein großes Rasenrondell, das er im Bogen zu umgehen hätte, um das auserwählte Plätzchen zu erreichen; er konnte es aber schon diesseits, aus der Ferne, wahrnehmen. Ja, dort nickten die Weiden und . . . aber was war das? Schimmerte dort nicht ein helles Kleid?

Kein Zweifel, dort saß Jemand auf dem Moosbänkchen — ein weibliches Wesen. Der größte Theil des Oberkörpers mar durch die niederhängenden Weidenzweige verborgen, aber jetzt streckte sich ein heller Sonnenschirm vor, dessen Stodspitze spielend Figuren in den Sand am Boden zeichnete.

Wie, Jemand von der Herrschaft zu so früher Stunde schon? Die Gräfin selbst oder ihre Nichte, Fräulein Eglantine v. Merkenfeld?

Nun, das konnte er ja bald erfahren. Hermann wählte einen größeren Umweg zu seinem Ziele, durch eine kleine Allee von Büstern, um nicht gleich gesehen zu werden.

Fünf Minuten später stand er an der Weidenlaube. Da zögerte er einen Augenblick, um zu überlegen, wie er die Gräfin — falls sie es sei — begrüßen wolle. Sollte er sich überrascht stellen oder als ob er sie direkt aufgesucht hätte? Sollte er gleich mit der Botschaft vor sie hintreten, die er für sie bereit hatte? . . .

Er that einen raschen Schritt vor, sein Schatten fiel über die dort Sitzende, diese sprang mit einem leisen Schrei empor, um in der nächsten Sekunde wieder kraftlos auf ihren Sitz zurückzusinken; der Schreck über die so plötzlich vor ihr auftauchte Gestalt brachte die Dame einer Ohnmacht nahe.

Es war ein junges Mädchen, das kaum dem Kindesalter entwachsen schien. Ein ungemein feines Gesicht, von einer Ueberfülle rothgoldenen Haares umrahmt, war das Erste, was Hermann wahrnahm.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, ich hatte keine Ahnung . . .“ log er unter einer gewandten Verneigung.

Da sah er, wie das zarte Geschöpf am ganzen Leibe zitterte, daß sie sich mit beiden Händen links und rechts auf die Moosbank stützen mußte, um nicht vor Schwäche zurückzufallen. Marmorblässe bedeckte ihr Antlitz, aus welchem ihn ein helles, unergründlich tiefes Augenpaar mit namenlosem Entsetzen anstarrte. Da begriff er, daß er es mit einer Kranken zu thun hatte. Er wollte auf sie zu, sie vor Allem zu stützen, aber da stieß sie abermals einen Schrei aus.

„Wer sind Sie?“ kam es mit dem Tone einer Sterbenden sodann von ihrem Munde. „Was wollen Sie hier?“

„Hermann Bloch, der Sohn des Verwalters, der gestern Abend angekommen ist. Aber ich denke, zunächst muß ich Sie hier eingreifen. Ich bin untröstlich, daß ich Sie in meiner Unachtsamkeit so fürchterlich erschreckt habe, Fräulein v. Merkenfeld.“

„Sie — kennen mich?“

„Ich errathe, das ist doch nicht schwer. Aber bitte, wollen Sie nicht meinen Arm nehmen? Ich fürchte wirklich, Sie sind ernstlich unpäßlich, gnädiges Fräulein.“

Sie schüttelte den Kopf und ein Lächeln erschien auf ihren Lippen, das ihrem vielleicht sonst allzu kindlichen Gesichte mit einem Male einen ganz reizenden Ausdruck verlieh. Das Zittern ihrer Glieder war jedoch noch immer nicht ganz verschwunden, und während ihrer Rede schlugen ihre Zähne mehrmals aneinander, als schüttelte sie ein Frostschauer.

„Es ist — nicht von Bedeutung, es wird gleich vorübergehen; ich habe zuweilen so — merkwürdige Anfälle von Schwäche — diesmal allerdings in einem noch nie empfundenen Grade. Ach bitte, sehen Sie mich nicht so — so durchdringend an! Es ist mir wirklich unheimlich, und ich versichere Ihnen — es ist nichts, nichts.“

„O doch! Sie sollten das nicht so leicht nehmen, gnädiges Fräulein. Die Morgenstunden sind noch kühl, und die Feuchtigkeit des Thaus könnte Ihrer zarten Gesundheit ernstlich schaden.“

Er hatte schon erkannt, daß er hier einen besonders schweren Fall von Bleichsucht und Syphilis vor sich habe.

Dieser ätherische Körper, der einer kaum Sechzehnjährigen angehören konnte — und Fräulein Eglantine sollte ja schon volle neunzehn zählen — schien nur aus Nerven gewebt und unter einem einzigen rauhen Windstoß zusammenbrechen zu können.

„Erlauben Sie mir, Sie in die Sonne zu führen, gnädiges Fräulein! Ich muß wirklich darauf bestehen. Es ist zu feucht hier, Sie sind leichter gekleidet, als Sie sollten, und es wäre unverantwortlich, Sie noch länger hier zu lassen.“

Er hatte den Sonnenschirm vom Boden aufgenommen, der ihr vorhin entfallen war, und näherte sich ihr, um ihr abermals seinen Arm zur Stütze anzubieten.

„Aber ich will nicht!“ sagte sie etwas schrill und heftig und sprang im Nu empor, während es eben noch geschienen hatte, als könne sie sich ohne fremde Hilfe nicht erheben.

Hermann lächelte. „Ach! sehen Sie, was Energie vermag? Jetzt haben Sie mit einem Male die volle Herrschaft über sich anrückeroberet; das ist der Sieg des willensstarken Geistes über den Körper.“

Eine feine Röthe belebte jetzt Eglantines durchsichtigen Teint. Sie schämte sich über ihre Aeußerung eines momentanen kindischen Eigenfinnes; es war ein sprunghafter Stimmungswechsel, wie er zu den Symptomen ihres Zustandes gehörte.

„Sie haben Recht — es ist wirklich empfindlich kühl unter diesem Schatten.“

Sie ging an Hermann vorbei — hinaus auf den Kiesweg und überließ sich der behaglichen Wärme der Morgensonne. Hermann folgte ihr, da er ja noch immer ihren Schirm in der Hand hielt. Da wandte sie sich ihm mit einer rührend bittenden Miene zu.

„Nicht wahr — Sie sagen der Tante nichts von meiner kleinen Schwächenanwandlung? Sie darf nicht wissen, daß ich das Dichticht aufgesucht habe, um einer träumerischen Laune nachzugeben — sie würde mir sonst diese Morgen Spaziergänge im Park verbieten.“

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir versprechen, sich nicht wieder in den Thau zu setzen. Sie könnten sich dadurch eine lebensgefährliche Krankheit zuziehen.“

Eglantine warf das Köpfchen zurück, daß das Sonnenlicht in Funken von ihrem rothblonden Haare aufsprühte, und machte eine Geberde, die deutlich genug besagte, daß ihr nicht sonderlich viel am Leben liege. Dann nahm sie hastig den Schirm aus seiner Hand und entfernte sich rasch — ohne Gruß — als bereue sie es, einen verborgenen Gedanken verrathen zu haben.

Hermann blieb zurück; er mußte annehmen, daß sie sich wohl auch darauf besonnen habe, daß ihre gegenseitige gesellschaftliche Stellung die Anknüpfung eines vertraulichen Verkehrs verbot. Aber er sah ihr nach, so lange es anging, gebannt von einer ebenso absonderlichen als reizvollen Naturerscheinung. — Beim Frühstück theilte er den Eltern nur so beiläufig mit, daß er im Park einer jungen Dame begegnet sei, die er für die Nichte der Gräfin gehalten habe.

„Ihre Gesundheit scheint nicht die allerbeste?“ fragte er. Man sagte ihm, daß Eglantines zarte Konstitution die Ursache gewesen sei, weshalb sie die Gräfin eben vor vier Jahren aus dem Dresdener Erziehungsinstitut genommen habe. Die Landluft von Birkenried thäte ihr entschieden auch sehr gut, denn sie habe sich seither bedeutend gekräftigt.

Hermann staunte über diese Behauptung. Sollte er die junge Dame durch den ihr bereiteten Schrecken zu einem ganz außergewöhnlichen Rückfall in einen früheren Schwächezustand verurtheilt haben — oder lag hier wieder der häufig auftretende

Fall vor, daß die abstumpfende Gewohnheit der Umgebung eines Kranken über dessen Zustand täuscht?

„Steht sie nicht in ärztlicher Behandlung?“

„Wozu denn? Sie leidet nur ein wenig an Blutarmuth und ist in ihrer körperlichen Entwicklung zurückgeblieben, das soll ja bei den Stadtdamen nichts Seltenes sein. Man sieht ja, daß ihr nichts fehlt, als Bewegung in frischer, kräftiger Luft. Die hat sie nun reichlich.“

Hermann sagte nichts mehr.

„Was ich sagen wollte,“ begann dann der Vater nach einer Weile; „Du wirst Dich doch heute noch bei Ihrer Erlaucht anmelden lassen, um sie mit gebührender Ehrfurcht zu begrüßen?“

Hermann lächelte auf eigenthümliche Weise. „Ich werde nicht ermangeln. Und je früher ich dies thun kann, desto willkommener ist es mir. Willst Du, lieber Vater, nicht so gütig sein, mich zu diesem Zwecke bei der Frau Gräfin anzukündigen und sie zu fragen, zu welcher Stunde sie diese Anstandsvisite in Gnaden empfangen würde?“

Der Alte nickte mit ärgerlicher Miene und antwortete nur kurz. Es schien ihm, als ob sich der Sohn über diesen Besuch lustig mache.

„Gegen Mittag findet sich die beste Zeit dazu. Ich werde Dich schon verständigen.“

„Die Gräfin pflegt nicht früh aufzustehen?“

„D doch,“ entgegnete die Mutter; „aber sie verläßt erst spät am Tage ihre inneren Wohnräume, ich meine ihr Schlafkabinet und das daranstoßende grüne Zimmer, und ist bis dahin selbst für ihre Nichte nicht zu sprechen. Diese beiden Gemächer darf außer ihrer alten Kammerfrau auch Keiner betreten; so hält sie es schon seit siebzehn Jahren, seit dem Tode des hochgräflichen Vaters.“

„Wahrhaftig, immer noch?“ rief Hermann. „Ich erinnere mich, wie ich sie einmal — es mag kurz nach dem Tode des Grafen Leodegar gewesen sein — in der Kapelle drüben sah. Es war an einem schönen Sommermorgen wie der heutige, ich wollte auf dem dort stehenden Harmonium spielen und holte mir den Schlüssel zur Sakristei, um von da aus die Kapelle zu betreten. Ich spielte dann ziemlich lange, ohne Ahnung, daß ich eine Zuhörerinnen hatte, bis mich irgend ein Zufall veranlaßte, nach dem Oratorium-Erkerchen emporzublicken. Und da rieselte mich ein gelinder Schauer das Rückgrat hinunter! Das Fenster hinter dem Gitter war zurückgeschlagen und von dort sah ein starres, weißes Gesicht auf mich herab — es war, als ob der abgeschchnittene Kopf einer Leiche da oben hinge; natürlich, die bis zum Halse hinaufreichenden Trauergewänder und der stockdunkle Hintergrund des Erkers mußten diesen Eindruck erzeugen. Selbstverständlich erkannte ich in der nächsten Minute, daß es die Gräfin war; ich wußte ja, daß das Oratorium durch eine Tapentheur unmittelbar von dem Kabinet aus zugänglich sei, das sich die Gräfin seit dem Tode des Vaters zum Schlafgemach gewählt hatte. Rasch klappte ich die Klaviatur zu und trat meinen Rückzug an. Ich konnte erst draußen im Freien wieder aufathmen. — Die Gräfin hält also noch immer diese stille Morgenandacht in der Kapelle?“

„Jawohl, und am Todestage des hochgräflichen Herrn Vaters, wo noch immer die Messe zu seinem Andenken gelesen wird — es ist dies das einzige Mal im Jahre, daß in der Kapelle überhaupt Gottesdienst gehalten wird — da ist Ihre Durchlaucht vom Morgen bis zum Abend für Jedermann unsichtbar. Da fastet sie, eingeschlossen im grünen Zimmer, in welchem der Graf verchieden ist,“ berichtete die Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache der Kunstschule.

Sumoreste von Henry Lucenay.
Deutsch von Anna Nagel.

Er hieß Eudorius und fand diesen Vornamen sehr hübsch. Als er ihn aber in großen Buchstaben auf das Schild seines Ladens setzen sollte, da zögerte er doch, und die Bewohner der Rue Bonaparte bekamen nichts weiter zu lesen als: „E. Boujard Nachfolger“.

Eudorius wurde von allen Dienstmädchen seines Viertels für einen schönen und vornehmen Mann gehalten. Niemand wußte jedoch, warum, nicht einmal die Dienstmädchen, die ihn verehrten.

Denn sein Aeußeres konnte es ihnen doch unmöglich anstun! War doch Eudorius ein großer vierschrötiger Mensch mit aufgedunsenem Gesicht, rothen Augenbrauen, dicken Händen und grober, aufgeblasener Miene!

Das Haus Boujard lag der Kunstschule gegenüber. Die Kunstschüler kauften hier schwarze Seife, um ihre Pinsel zu waschen, Sardinien und oftmals auch, und zwar an besonderen Tagen, Würste, ferner alle nicht zu theuren Artikel, die ein Materialwaarenhändler führt und welche sie brauchen konnten.

Sie begahlten nicht immer regelmäßig und waren manchmal wenig rücksichtsvoll, ja, es bestand zwischen Eudorius und dieser Art von Kunden ein entschiedener Mangel an Sympathie.

Dit ließ er, wenn ein Schüler in seinen Laden kam, diesen seine Wünsche mehrfach wiederholen, bevor er sie entgegennahm. Er verachtete diesen Käufer nicht nur, nein, er ignorirte ihn sogar und ging schließlich so weit, zu erklären, daß er diese Künstler, die sich vom Schweisse der anständigen Leute nährten, haßte.

Man war daher allgemein nicht wenig erstaunt, als man bemerkte, daß Eudorius den Kunstschülern auf einmal freundlicher gesinnt wurde; diese hatten es nämlich verstanden, seine Eitelkeit zu wecken, und das war auf sehr einfache Weise gekommen.

Eines Tages stand Eudorius in prächtiger Haltung an eine Pflanzenmustrone gelehnt; seine mächtigen, über die Brust gekreuzten Arme, sein dicker Kopf, sein linkes vorgestrecktes Bein machten einen imposanten Eindruck, und in dieser Stellung betrachtete er einen Schüler, für den man eine Flasche gelbesiegelten Wein einwickelte.

Der Schüler beobachtete Eudorius aufmerksam, ging um ihn herum, trat zurück, blinzelte mit den Augen, kurz, er gab alle Symptome des Erstaunens und der Bewunderung zu erkennen.

Als der junge Künstler endlich durch die Stimme eines Commis, der ihn fragte: „Sonst noch etwas gefällig?“ in die Wirklichkeit zurückversetzt worden war, rief er, sich zu Eudorius wendend: „Donnerwetter! Sie dürfen sich in der That rühmen, schön gebaut zu sein! . . . ein famoses Wein!“

Dann ging er fort und murmelte noch einmal:

„Ein famoses Wein!“

Ein ander Mal sah sich Eudorius wieder als Gegenstand einer aufmerksamen und wohlwollenden Prüfung von Seiten eines jungen Bildhauers, über den sich das Haus Boujard nie zu beklagen gehabt hatte.

„Wissen Sie, mein Herr,“ sagte dieser zu dem Materialwaarenhändler, „daß Sie das wunderbarste Wein besitzen, das ich je in meinem Leben gesehen habe? . . . ich verstehe mich auf Meisterwerke; nun denn, es giebt keine noch so schöne Statue, die Weine von so reiner und edler Zeichnung aufzuweisen hat.“

„Allerdings ist mir das schon von mehreren Personen gesagt worden,“ versetzte Eudorius.

„Das will ich gern glauben, Ihr Wein ist auch ganz herrlich! Solche Modelle müßte die Schule uns geben!“

Der Schüler ging fort und ließ Eudorius aufgeregter zurück, als er sich den Anschein gab.

Ungefähr einen Monat später lehrte derselbe Bildhauer mit seinen Kollegen zurück. Sie hatten die Stunde gewählt, da Eudorius mit seinen Angestellten frühstückte. Der junge Künstler entschuldigte sich zuerst, daß er sie bei der Mahlzeit störe, dann legte er den Zweck seines Besuches auseinander und sagte:

„Sie haben vielleicht nicht vergessen, welchen Eindruck vor kurzem die seltene Vollenbung Ihres Weines auf mich gemacht hat; ich habe dem Wunsche nicht widerstehen können, darüber mit meinen Kollegen zu sprechen, und wir haben alle bedauert, daß Sie nicht im Atelier Modell stehen können.“

„Mein Herr!“ unterbrach Eudorius den jungen Künstler, der nicht wußte, wie er die letzten Worte aufnehmen sollte.

„Aber,“ fuhr der Bildhauer fort, „wir haben nie gewagt, einem Manne in Ihrer Stellung einen solchen Vorschlag zu machen; doch wir sind beide gekommen, um Sie im Namen unserer Kollegen, besonders aber im Namen der Kunst um eine Günst zu bitten.“

Um was für eine Günst?“ fragte Eudorius.

„Wir möchten Sie bitten, Ihr Wein modelliren zu lassen.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ihr in Gips modellirtes Wein soll uns als Modell dienen.“

„Etwas wie die Glieder, die ich öfter nach der Kunstschule bringen sehe?“

„Ganz recht, aber schöner . . . Und Sie werden die Form sogar verkaufen können und ein hübsches Stück Geld damit heraus schlagen.“

„Glauben Sie?“

„Gewiß! Geben Sie uns Ihre Zustimmung; wir werden Ihnen dafür sehr dankbar sein. Und dann, bedenken Sie doch, daß Ihr Name auf die Nachwelt übergehen wird; in hundert Jahren wird es junge Künstler geben, die das Wein Boujards kopiren werden. Es wird keine andere Bezeichnung haben.“

„Was Sie sagen!“

Hatte Eudorius sich zuerst auch sehr gestraubt, so trug seine Eitelkeit schließlich doch den Sieg davon.

„Lieber Freund,“ sagte der Künstler zu seinem Kollegen, „betrachte nur einmal die Hände, Gelenke und den Torso des Herrn . . . Hast Du je etwas Ähnliches gesehen?“

„Verblüffend!“ erwiderte der andere.

„Und das Bein?“

„Was sagst Du zu dieser starken Muskulatur?“

„In der That verblüffend!“ wiederholte der andere mit respektvoller Miene.

„Würde das Modelliren lange Zeit erfordern?“ fragte Eudorius.

„Räum eine halbe Stunde . . . Wir dürfen also hoffen?“

„Da ich sehe, daß Sie so großes Verlangen danach tragen, wage ich nicht nein zu sagen . . . Ich habe mir stets ein Vergnügen daraus gemacht, strebsamen jungen Leuten nach Möglichkeit zu helfen und will Ihnen daher gern dienen. Wann soll die Operation stattfinden?“

„Morgen Mittag zwischen 12 und 1 Uhr; mein Freund hier wird die Sache vornehmen.“

Eudorius gefiel das Gesicht dieses Freundes nicht besonders; er fürchtete, er würde keine so leichte Hand haben, wie er es wünschte.

In der Nacht schlief er nicht, und am nächsten Morgen hatte er das ernste Gesicht eines Generals, der eine Entscheidungsschlacht liefern will.

Zur festgesetzten Stunde sah der Materialwaarenhändler eine Anzahl junger Leute in sein Komptoir treten, die einen Trog, eine Hacke, einen Spaten, eine Maurerkelle, Weinschienen, einige Pflastersteine, Fragmente von Statuen, kurz, soviel Material mitbrachten, als beabsichtigten sie ein Landhaus zu errichten.

Eudorius war überrascht und fühlte sich unbehaglich, als er diese Vorbereitungen gewahrte. Einige verbindliche Worte der Kunstschüler jedoch hatten ihm bald seine gute Laune wiedergegeben, und mit lobenswerther Bereitwilligkeit entblöhte er das Wein, um das sich die Kunst so heiß bewarb. In wenigen Minuten schon hatten die jungen Leute den Gips zubereitet, mit dem man das Wein nunmehr umgab.

Dann legte man Eisenstücke darum und Steine darauf. Auf diese Weise erhielt man eine Mauer, auf deren Solidität man sich verlassen konnte.

„So!“ bemerkte darauf der Anführer, „rühren Sie sich jetzt nicht; der Gips muß sich erst anschniegen. Wir kommen in einer halben Stunde zurück, um Sie dann zu befreien. Hier ist Ihre Zeitung; lesen Sie einstuellen, die Zeit wird Ihnen dann weniger lang vorkommen . . . Auf Wiedersehen!“

Dann zogen sie mit ihren Werkzeugen ab und ließen auf den frisch geschauerten Dielen des Ladens lange Gipsstreifen zurück.

Eine Viertelstunde verstrich. Eudorius fing an, in seinem Fleisch einen leichten Druck und eine Empfindung von Hitze zu verspüren, die durchaus nicht angenehm war.

Die Dienstmädchen kamen bereits, um ihre Einkäufe zu machen. Eines von ihnen, der der Schmutz besonders auffiel, fragte: „Sie haben wohl Maurer?“

„Nein, das rührt von der Operation des Chefs her.“

„Wie? Von der Operation?“

Eudorius, der dies gehört hatte, rief:

„Nein, Mamsell, der Joseph drückt sich nicht richtig aus; das ist eine Modellirung und keine Operation . . . Uebrigens können Sie herkommen, dann werden Sie schon verstehen.“

Das Mädchen trat näher, verstand aber nichts, weshalb ihm Eudorius die Sache erklärte:

„Ich habe mich dazu herbeigelassen, um den Künstlern gefällig und nützlich zu sein. Sie haben so sehr gebeten, daß ich glaubte, stolz zu erscheinen, wenn ich mich weigerte. Es steht fest, daß sie nicht viel solcher Beine finden werden.“

„Ja, ja, das ist ja wahr, Sie sind ein schöner Mann.“

Während Boujard Sohn und Nachfolger erklärte, wurde die Wärme und der Druck des Gipfes immer stärker und machte sich in ziemlich unangenehmer Weise bemerkbar. Eudorius wollte sich erheben, fiel aber auf den Stuhl zurück. Eine unbestimmte Unruhe überfiel ihn.

Die jungen Künstler kehrten zurück.

„Nun?“ fragten sie.

„Die Sache wird unangenehm,“ erwiderte der Materialwaarenhändler; „mir ist, als säße ich im Feuer, ich kann mich nicht rühren.“

„Wir wollen mal sehen!“

Auch sie gingen an zu tasten und die Umfriedigungsmauer zu prüfen, die sie um das berühmte Bein gebildet hatten. Dann erklärten sie, in einigen Minuten den Apparat fortzunehmen zu wollen, dem großmüthigen Manne aber, dem die Kunst so unendlich verpflichtet war, könne man nur sehr dankbar sein.

Sie verschwanden mit dem Bemerken, das Nöthige zur Fertigstellung des Modells holen zu wollen.

Zwei Stunden später wartete Eudorius, die größten physischen und moralischen Leiden erdulnd, noch immer auf dieselben.

Die Kunstschule war mittlerweile geschlossen worden. Was nun thun? Nach wem sollte er schicken? Die Uebelthäter hatten wohlweislich ihre Namen nicht genannt. Man mußte schließlich einen Maurer holen, damit er den Bau, welcher Eudorius zum Märtyrer machte, einriß und ihn so aus seiner Lage befreite.

Die Schüler hatten sich glänzend gerächt! Eudorius aber konnte den Anblick der Kunstschule nicht länger ertragen; er verkaufte daher sein Geschäft, um sich möglichst weit von Künstlern, dieser in seinen Augen so verabscheuungswürdigen Gesellschaft, niederzulassen.

Allerlei.

„Kronungs-Juwelen“ der vornehmen Holländerinnen. Pariser Juweliere sind bereits seit Monaten damit beschäftigt, Diamanten und alle möglichen kostbaren Steine, die ihnen von den Vertretern resp. Vertreterinnen des niederländischen Adels und vornehmlich von den Hofdamen anvertraut worden sind, zu fassen und wieder zusammenzufassen, bis die bestellten und kostbaren Schmuckstücke selbst den vornehmsten Schönen nichts als Bewunderung abringen dürfen. Obwohl Diamanten nirgends schöner als in Holland geschliffen werden können, da die Amsterdamer Goldarbeiter in dieser Kunst Meister sind, so verstehen sie das Fassen der Gemmen doch nicht so leicht und künstlerisch auszuführen, wie ihre Konkurrenten in der Seinestadt. Einige der eigenartigsten und schönsten Schmuckgegenstände, die am Kronungstage der Königin Wilhelmina an Hals, Armen und im Haar der vornehmsten Hofdamen prangen werden, sind von dem Mitarbeiter eines Pariser Blattes unlängst in dem Atelier eines namhaften Juweliers in der Rue de la Paix besichtigt worden. Ein prächtiger Schmuck, bestehend aus Niviere, Liara und Bürtel, strahlt von zahllosen Diamanten und Topasen, die in Blumenform gefaßt sind. An einem Diadem im Stil Ludwigs XV. sind weiße und rosa schimmernde Perlen mit Diamanten zu höchst effektvoller Wirkung zusammengestellt worden. Besonders auffällig ist es, daß die Mehrzahl der Juwelen in Blumenform gefaßt ist. Lange, mit graziösem Laubwerk versehene Blütenranken, die das ganze Detolletage der Taillen einrahmen sollen, stellen eine ganze Rose, zum Theil Stiefmütterchen, Bergfameinmüch oder Kornblumen vor. Die Blütenblätter bestehen aus dicht en pavé gefesteten kleineren Steinen, wie Rubinen, Saphiren, Türkisen oder Amethysten je nach der Farbe der betreffenden Blume; das Innere derselben, resp. die Staubfäden werden von Diamanten gebildet. Die einzelnen Blätter sind durch Smaragden mit einer Umrandung von Brillanten verziert. Fächer von unschätzbarem Werth sind ebenfalls den geschickten französischen Goldarbeitern übergeben worden, um in etwas veränderter

Gestalt in die Hände ihrer beneidenswerthen Besitzerinnen zurückzuführen. Da sieht man wahre kleine Wunderwerke aus kostbaren Spizen auf einem Gestell von Perlmutter oder Elfenbein, reich mit Gold ausgelegt und mit Diamanten und anderen Steinen intrusirt. Ein kurzes juwelengeschmücktes Kettchen dient zur Befestigung des Fächers an der Taille. Einzelne dieser speziell für die Kronungsfeierlichkeiten kreirten Fächer-Chatelaines sind aus selten schönen und großen Diamanten zusammengesetzt, deren Fassung so leicht und unsichtbar ist, daß es den Anschein hat, als seien die Steine wie Perlen auf eine Schnur gereiht. Die federartige Sicherheitsvorrichtung, mittels der man das Kettchen an die Taille anhaft, wird durch eine Blume oder einen Schmetterling aus Diamanten verdeckt.

Ein außergewöhnlicher Freiermann. Die in den vornehmen Kreisen New-Yorks sehr bekannte Wittve des excentrischen Multi-Millionärs George Law, eine ebenso schöne wie geistreiche Frau, darf sich rühmen, einen der seltensten Rourmader zu besitzen, die je einem weiblichen Wesen ihr Herz zu Füßen legten. Mrs. Alga Law gehört nicht nur zu den größten Schönheiten der an wirklichen „Beautés“ durchaus nicht armen „City of Millionaires“, sondern sie ist auch durch ihre vor kaum vier Jahren erfolgte romantische Heirath, ihr kurzes Eheleben und ihre offen gezeigte Verachtung für die Millionen ihres Gatten, sowie durch ihre eigenartige und gefährliche Krankheit nach dem Tode Mr. Law's ein Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden, das sich nun insolge des oben erwähnten Umstandes noch bedeutend gesteigert haben dürfte. Die kaum 24jährige Wittve hat nämlich mit ihrer bestirrenden Schönheit das Herz eines indischen Fürsten, des Maharajah von Kapurthala, derart in Flammen gesetzt, daß der begeisterte Orientale ihr jetzt in allem Ernst einen Heirathsantrag machte, indem er sie anflehte, die Perle seines Scepters, mit anderen Worten, seine einundfünfzigste Ehefrau zu werden. Mrs. Alga lernte den Prinzen vor einem Vierteljahr in Paris kennen, wo sie seit etwa sechs Monaten lebt und durch ihre Schönheit wie ihren sabelhaften Reichtum überall Sensation erregt. „La belle Americaine“, wie man die reizende Wittve in der Ville Lumiere zu nennen pflegt, ließ sich bei einem berühmten Maler portrairiren, und in dem Atelier dieses Künstlers erschien eines Tages auch der Maharajah von Kapurthala. Die schöne Frau sehen und sich sterblich in sie verlieben, war das Werk eines Augenblicks. Mrs. Law war gerade im Begriff, das Atelier zu verlassen. Als die Thür sich hinter ihr schloß, erwachte der Indier wie aus einer Verzauberung. Er kaufte dem Maler zwei Bilder für einen horrenden Preis ab und erhielt dafür das Versprechen, bei der Schönen eingeführt zu werden. Dies geschah sogar sehr bald und fortan konnte man den orientalischen Nabob stets bei den exquisiten Diners der amerikanischen Wittve treffen: man sah ihn an ihrer Seite durch die belebtesten Straßen der lustigen Seinestadt fahren; wie ein dunkler Schatten wurde er beständig im Hintergrund ihrer Theaterloge bemerkt. Und nun hat er sich ihr „erklärt“. Ein eigenhändiges Schreiben von Mrs. Law an einen Verwandten in New-York bestätigte die Nachricht, die zuerst per Telegraph nach dort gelangt war. „Ich erinnerte ihn daran — schreibt Mrs. Law —, daß er doch schon mehr Frauen besäße, wie ihm zu zählen möglich sein könnte, doch er antwortete mir, daß das gar nichts zu bedeuten hätte. Diese seien alle nur im gewissen Sinne seine Sklavinnen, während er mich zu seiner Herrin erheben wolle.“ Die in Paris lebenden Amerikaner, die das Liebeswerben des Prinzen mit angesehen haben, zögern durchaus nicht, es zu bezuagen, daß die schöne Wittve ihren orientalischen Liebhaber, der ihr keineswegs gleichgültig zu sein scheint, in hohem Maße ermunthigt hätte. Man ist sich zwar nicht ganz einig darüber, ob es vielleicht doch nur seine prächtigen indischen Juwelen sein mögen, die Mrs. Law gebendet haben und die ihr seine Schilderungen von dem märchenhaften Glanz, mit dem er sie in seiner Heimath zu umgeben verspricht, glaubhaft erscheinen lassen. Falls die schöne Amerikanerin wirklich ihre Hand dem Maharajah reichen sollte, so würde sie einen Theil seiner Juwelen im Werthe von 20 Mill. M. als ihr persönliches Eigenthum zugeschrieben erhalten, was ihr eigenes großes Vermögen noch etwa um zwei Drittel erhöhen dürfte. In der amerikanischen wie französischen Metropole ist man nun sehr gespannt darauf, ob die etwas kapriziöse Schöne sich tatsächlich entschließen wird, die 51. Gattin des indischen Potentaten zu werden.

Vom Büchertisch.

— **Die unheilvolle Erbschaft.** Eine Geschichte aus dem norddeutschen Küstenleben. Von L. Kreuter. 136 Seiten. 2. Auflage. Elegant gebunden 1,20 Mark (ungebunden 1 Mark). Eine wunderschöne Schiffergeschichte. Eigentlich eine Illustration zu dem Sprichwort: „Unrecht Gut gedeiht nicht“ und dem Gotteswort: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“ — Das norddeutsche Schifferleben wird uns lebhaft und anschaulich vor die Seele gemalt; neben einigen verhängnisvollen und nur nach zeitlichem Gewinn dürstenden Menschen sind es edle, hochherzige Menschen, die wir kennen lernen, deren Leben und Wandel nicht nur Freude erweckt, sondern auch zur Nachfolge auffordert. Ein echtes Volk- und Familienbuch.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.